

Mordechai Strigler

Werk C



Mordechai Strigler

# Werk C

Verloschene Lichter III

Ein Zeitzeugenbericht  
aus den Fabriken des Todes

Herausgegeben von Frank Beer  
Aus dem Jiddischen von Sigrid Beisel



Der Herausgeber dankt Frau Leah Strigler für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der deutschen Ausgabe sowie Frau Brigitte Bilz und Frau Ruthild Stobbe fürs Korrekturlesen.

Deutsche Erstausgabe

© 2019 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe  
[www.zuklampen.de](http://www.zuklampen.de)

© der Originalausgabe by

Mordekhai Shtrigler

Titel der Originalausgabe:

Verk Tse. Bukh dray fun dem tsikl »oysgebrente likht«

(Werk C. Band III der Reihe »Verloschene Lichter«)

Unión Central Israelita Polaca en la Argentina

(Zentralverband der Polnischen Juden in Argentinien), Buenos Aires 1950

Satz: Germano Wallmann · Gronau · [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Umschlaggestaltung: Hildendesign · München · [www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)

Foto Umschlagabbildung: © Stefan Hilden unter Verwendung

mehrerer Motive von [www.shutterstock.com](http://www.shutterstock.com)

Druck: KLARtext Direct Communications GmbH · Hannover ·  
[www.klartext-dc.de](http://www.klartext-dc.de)

ISBN 978-3-86674-595-7

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

## Vorwort des Herausgebers

Nach *Majdanek* und *In den Fabriken des Todes* liegt nun mit *Werk C* der dritte Band von Mordechai Striglers Tetralogie *Verloschene Lichter* in deutscher Erstübersetzung vor. Strigler hatte unter der deutschen Besatzung in Polen in Ghettos leben und Zwangsarbeit in verschiedenen Arbeitslagern leisten müssen, bis er Anfang Juni 1943 mit einem Transport nach Majdanek kam, wo er sieben Wochen lang Gefangener war. Kurz nach der Befreiung, die er im KZ Buchenwald erlebte, beschrieb er das Lagerleben von Majdanek in seinem ersten Buch. Daraufhin entstand *In den Fabriken des Todes* mit einer Beschreibung der ersten fünf Wochen seines Aufenthaltes im Zwangsarbeitslager Skarżysko-Kamienna, wohin er am 28. Juli 1943 von Majdanek verschleppt worden war. In *Werk C* schildert Strigler die Monate von September 1943 bis März 1944 in der Munitionsfabrik des Leipziger Rüstungsunternehmens HASAG AG. Anfang August 1944 wurde er von Skarżysko-Kamienna ins KZ Buchenwald verlegt, wo er am 11. April 1945 befreit worden ist. Seine Eltern und drei von sieben Schwestern fielen dem Holocaust zum Opfer. Nach der Befreiung begleitet der 27-jährige Strigler jüdische Kinder und Jugendliche aus Buchenwald, darunter ist der siebzehnjährige Elie Wiesel, mit dem Zug nach Paris. Er lässt sich in der französischen Hauptstadt nieder und lebt dort sieben Jahre lang. In dieser Zeit arbeitet Strigler als Journalist und Redakteur der jiddischen Tageszeitung *Undzer Vort* und verfasst gleichzeitig vier Bücher über seine Schoaherfahrung. Im Jahre 1952 emigriert er in die Vereinigten Staaten, wo er in New York als Redakteur der jiddischen Wochenschrift *Yidisher Kemfer* bis 1995 tätig ist. Ab 1987 und bis zu seinem Tode 1998 ist er auch Redakteur der jiddischen Tageszeitung *Forverts*.

*Majdanek* wurde im jiddischen Original in Buenos Aires in der von Mark Turkov herausgegebenen Buchreihe »Dos Poylishe Yidntum« als Nummer 20 im August 1947 veröffentlicht. In derselben Reihe erschien neun Jahre nach Striglers Buch als Nummer 117 ein Erinnerungsbuch von Eliezer Vizel mit dem Titel *Un di velt hot geshvign* [Und die Welt hat geschwiegen]. Dieses Buch des rumänischen Juden erschien vier Jahre später, also 1960, in einer radikal gekürzten Fassung in französischer Sprache und mit einem Vorwort von François Mauriac versehen unter dem Titel *La Nuit*. Das Buch wurde ein Welterfolg und zur repräsentativen Erzählung des Holocaust schlechthin. Elie Wiesel wurde zur universalen Symbolgestalt der Verpflichtung zur Menschlichkeit. Was im Verlauf des Aufstiegs von *La Nuit* und Elie Wiesels zu Weltruhm verloren ging, war die Erstfassung des Buches. Elie Wiesel hat bis 1995 nie erwähnt, dass er vor *La Nuit* einmal eine jiddische Darstellung seiner Erfahrungen in Auschwitz geschrieben hatte und dass diese Darstellung in der obengenannten Reihe von insgesamt 175 Büchern erschienen war, die versuchten, die Erinnerung an das osteuropäische, insbesondere polnische Judentum in die Welt nach dem Holocaust zu retten. Dies mag auch daran liegen, dass die französische Ausgabe für die erwartete christliche Leserschaft erheblich umgeschrieben wurde. So zum Beispiel der Satz über die jungen Juden, die am Morgen nach ihrer Befreiung aus dem KZ Buchenwald nach Weimar hinunterlaufen, um Kleider zu stehlen und deutsche Mädchen zu vergewaltigen. Stattdessen heißt es, zitiert nach der deutschen Ausgabe *Die Nacht*: »Am nächsten Morgen liefen einige junge Leute nach Weimar, um Kartoffeln und Kleider zu erbetteln – und um mit Mädchen zu schlafen. Aber keine Spur von Rache.« Anstatt Kleider zu stehlen, werden sie plötzlich erbettelt, und anstatt deutsche Mädchen zu vergewaltigen, möchte man mit ihnen nur schlafen. Wie konnte Herr Wiesel eine so grobe Fälschung seines eigenen Buches in die Welt setzen?!

Als das Yiddish Book Center in den USA vor einigen Jahren begann, jiddischsprachige Bücher einzuscannen und im Internet allgemein verfügbar zu machen, gab es einen Autor unter tausenden, der nicht erlaubte, dass sein Buch dort gelesen werden konnte: Elie Wiesel. Die jiddische Sprache spielte für Wiesel nach dem Erfolg von *La Nuit* keine Rolle mehr. Auf die jiddischen Erinnerungswerke anderer Überlebender hat er nie hingewiesen. Um dies zu erklären, ist es notwendig, die jiddische und die nichtjiddische Literatur von Holocaustüberlebenden zu vergleichen. In den Jahren von 1945 bis etwa 1952 wurden zahlreiche Zeugenberichte auf Jiddisch verfasst. In Polen veröffentlichte die Zentrale Jüdische Historische Kommission 39 Berichte auf Jiddisch und Polnisch in Form von Broschüren und Büchern und in der amerikanischen Besatzungszone publizierten Historiker zehn Ausgaben der Zeitschrift *Fun letstn churban* [Von der letzten Zerstörung] mit etwa hundert Zeugenberichten, um zwei weitere bedeutende Quellen zu nennen. Diese Texte in jiddischer Sprache richteten sich an Juden und nicht an die Welt, denn nur Juden sprachen und lasen Jiddisch. Die Texte hatten oft weniger als hundert Seiten und wurden in den Jahren nach dem Krieg in Form von Broschüren gedruckt, einem Format also, das in Literaturverlagen keine Zukunft hatte. Die Berichte sind oft erstaunlich nüchtern verfasst und genügen meist nicht hohen literarischen Anforderungen. Dafür ist der Informationsgehalt oft gewaltig.

Die jiddischsprachige Erinnerungsliteratur ist lange Zeit kaum wahrgenommen worden. Die deutsch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Susanne Klingenstein stellte 2016 fest, dass es »unter den prominenten, uns teuren Texten über die Erfahrung der Shoah keinen Text gibt, der in jiddischer Sprache entstanden ist. Mit der Rezeption der jiddischen Texte fangen wir jetzt erst an«.<sup>1</sup> Als im vergangenen

1 Klingenstein, Susanne (2016): Mordechai Striglers *Majdanek* (1947). (Vortrag, 17.10.2016). Frankfurt: Fritz Bauer Institut.

Jahr das Buch *HolocaustZeugnisLiteratur. 20 Werke wieder gelesen* der Herausgeber Markus Roth und Sascha Feuchert erschien, fand sich darin kein Text eines jiddischschreibenden Autors. Lassen Sie mich kurz beleuchten, welche Autoren unsere Wahrnehmung der Erinnerungsliteratur bestimmt haben: Da wären Anne Frank, Primo Levi, Jean Amery, Aharon Appelfeld, Ruth Klüger und Imre Kertesz zu nennen. Wir haben im wesentlichen Texte von westlich assimilierten Juden gelesen. Von polnischen Juden, die die meisten Opfer des Holocaust zu beklagen hatten, hat es kein Zeugnisbericht zu einer hohen Auflage gebracht. So kam es, dass die Berichte von Abraham Krzepicki über Treblinka, Berek Freiberg über Sobibor, Rudolf Reder über Belzec und eben Mordechai Strigler über Majdanek erst siebzig Jahre nach dem Krieg auf Deutsch gelesen werden konnten. Über das Geschehen in diesen Vernichtungslagern haben fast nur polnische Juden berichtet. Ihre Zeugnisse blieben lange Zeit unbeachtet, was auch daran liegt, dass Historiker mit Zeitzeugen wenig zusammenarbeiteten. So ist uns der Zeitzeuge weniger als Autor dokumentarischer Berichte bekannt als vielmehr als auftretender Erzähler in Fernsehdokumentationen und Klassenzimmern. Dies führte in Deutschland zu Wissenslücken in der Geschichte der Vernichtungslager der »Aktion Reinhardt«<sup>2</sup>. Dies lässt sich an einem Beispiel belegen. 2013 erklärte die Staatsministerin des Auswärtigen Amts, Cornelia Pieper von der FDP, zur Frage, ob Deutschland finanzielle Hilfe für die Gedenkstätte des Vernichtungslagers Sobibor leisten solle: »Man hat uns gesagt, dass man bis jetzt Projekte in Sobibór mit anderen Partnern vorbereitet, also mit den Ländern, die davon betroffen waren, die dort auch Inhaftierte hatten. Da war Deutschland nicht dabei.« Zunächst ist es eigenartig, dass Frau Pieper von »Inhaftierten« in Sobibor spricht. Die dorthin verschleppten Juden

2 Deckname für die Ermordung der Juden in den Vernichtungslagern im Generalgouvernement.

wurden direkt nach der Ankunft in Gaskammern ermordet, mit Ausnahme der sogenannten Arbeitsjuden, die von der SS gezwungen wurden, die Mordmaschinerie am Laufen zu halten. Beklemmend aber ist, dass Frau Pieper nicht wusste, dass etwa 20.000 deutsche Juden in Sobibor umkamen, dass also Deutschland bezüglich der Opfer doch betroffen war. Dieses Unwissen röhrt im Wesentlichen vom Desinteresse an den Zeugenberichten über die schlimmsten Lager. Und so verwundert es auch nicht, unter den zwanzig Texten des oben erwähnten Buches über bedeutende Holocausttexte in der deutschen Literatur keinen zu den Vernichtungslagern der »Aktion Reinhardt« zu finden. Wer aber die ganze Wahrheit erfahren möchte über das Sterben in den Ghettos in Ost-europa, über die deutschen Vernichtungsaktionen, über das grausige Geschehen in den Todeslagern der SS und auch über die Kollaboration besonders von Ukrainern und Litauern, die einen substantiellen Beitrag zur Ermordung der Juden leisteten, der sollte die Texte der jiddischsprachigen Autoren lesen.

Ich habe versucht, das Prinzip der durch den westlichen Kulturreis geprägten und häufig assimilierten jüdischen Autoren über die traditionell-jüdischen polnischen Autoren zu skizzieren. Und leider hat es in Konzentrationslagern wie Majdanek und Auschwitz bei den Funktionshäftlingen auch ein Prinzip der westlich geprägten Juden über die traditionellen Ostjuden gegeben. So schreibt Mordechai Strigler über die Machtverhältnisse in Majdanek: »Die Hauptführungsrolle bei der inneren Ordnung spielten die tschechischen und slowakischen Juden. Sie beherrschten das richtige Deutsch und waren ohnehin psychologisch den Deutschen näher als den Juden, insbesondere den Juden aus dem Osten. Sie waren die Lagerschreiber, die über die Lagerposten und über eine bessere oder schlechtere Arbeitsstelle bestimmten.«<sup>3</sup>

3 Mordechai Strigler, Majdanek. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Todeslager. Hrsg. von Frank Beer. Springer 2016, S. 70.

Auch den Häftlings-Lagerarzt des dritten Feldes in Majdanek beschreibt er als assimilierten slowakischen Juden. Strigler berichtet ferner, dass es unter den Blockältesten auch polnische Juden gab – und zwar Konvertierte und Assimilierte aus dem Warschauer Ghetto. So hat sich die teuflische SS ganz geschickt der kulturellen Unterschiede unter den Juden bedient und diese für ihr Vernichtungswerk benutzt. In der nichtjiddischen Überlebendenliteratur finden wir hierzu sehr wenig. In einer Rezension zur deutschen Ausgabe von *Majdanek* schrieb daher der Historiker Wolfgang Benz: »Am verstörendsten ist die Erkenntnis, dass es die oft beschriebene heroische und solidarische Gesellschaft der Opfer als Gegensatz zu den Tätern so nicht gab.«<sup>4</sup> Der große Wert von Mordechai Striglers Büchern röhrt von der hohen Objektivität ihres Autors, der durch keinen Häftlingsposten korrumpiert worden war.

Mordechai Strigler schrieb auf Jiddisch, er tat es nach dem Krieg in Paris und dann in New York. Publizistisch sei dies eine Fehlentscheidung gewesen, urteilt Susanne Klingensteins.<sup>5</sup> In englischer Sprache hätte Strigler eine Chance gehabt, so berühmt wie Elie Wiesel oder Primo Levi zu werden.

Frank Beer

4 Benz, Wolfgang (2016): Mordechai Strigler: *Majdanek*. (Buchbesprechung, 21.06.2016). Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Heft 6/2016, Berlin, S. 602.

5 Klingenstein, Susanne (2016): Mordechai Striglers *Majdanek* (1947). (Vortrag, 17.10.2016). Frankfurt: Fritz Bauer Institut.

Mordechai Strigler

Werk C



## Teil eins

Fredzia

Für Hindele im fernen Amerika –  
in Liebe.

Mit den Toten zu reden ist nicht mehr möglich. Man kann sich ihnen gegenüber auch nicht mehr rechtfertigen. Es verbietet sich, ihnen etwas zuzuschreiben, was sie in ihrem Leben nicht verkörperten. Sie werden die Ersten sein, die die Bitterkeit und die Wahrheit verzeihen.

Aber Ihr, die Ihr lebt, wenn Ihr Euch in diesem Buch erkennt, dann sollt Ihr wissen: Zur bloßen Kolorierung darf man die Feder beim Wiedererwecken unserer Leiden vergangener Zeiten nicht benutzen. So lasst uns noch ein Mal in unser Antlitz in jenen Tagen schauen, ohne die Maske, die wir heute gern für uns finden.



## Kapitel eins

### I

Was in der Abteilung Werk C des Lagers in Skarżysko geschah, war nicht zu verstehen. Nichts Geringeres, als dass alle Menschen hier verrückt geworden waren. Die Polen, die Deutschen, die Ukrainer und auch die Juden wurden vom allgemeinen Wahnsinn mitgerissen.

Was genau ist dieses Werk C? Ein großes Rad des wahnsinnigen Todes, das Menschen hineinzieht und ihnen das Blut aussaugt. Nur die leeren, knöchernen Hüllen, in die vorher Leben eingeflochten war, werden später in die Erde geworfen, so wie man einem getreuen Hund einen Knochen zuwirft. Wie also kann man hier an Leben, an Liebesverhältnisse und Romanzen denken? Und wozu haben die Machthaber ein Bündel an Plänen, das Lager auszubauen, zu vergrößern und zu verschönern?

Über ein Jahr lang standen hier ein paar eingezäunte Baracken mitten im Wald. Sie steckten in fettem Schlamm und versanken in Bergen von Schmutz. Was brauchte es denn mehr? Es war sowieso eine Ecke, die verurteilt war, unterzugehen. Die Menschen hier waren schon tot, aber sie gingen noch umher auf der Oberfläche ihrer Gräber. Jedes Mal öffnete sich nur ein Stück des Bodens und verschlang seinen Anteil an Menschenleibern. Das würde so lange andauern, wie die letzte Seele hier noch umherging. Wen interessierte es also, wie etliche tausend Juden ihrem Untergang entgegengingen, in der Tiefe der Wälder bei Skarżysko? Wie konnten solche Wesen, die das Siegel des Todes schon in ihrem Mark trugen, noch Zeichen von Leben, von Freude, Intrigen und Eifersucht zeigen? Hier müssten ihre Gedanken

mit einer einzigen Erwartung beschäftigt sein: dem eigenen Verlöschen.

Es war klar, warum die Deutschen vor einigen Monaten aufhörten, das Lager zu vergrößern. Wer brauchte das Pflastern, das Verschönern und Bequemer-Machen? Hier herrschte Untergang. Es war um die geringste Arbeit, die man hier hineinsteckte, schade. Sollten die lebenden Toten in den wenigen Baracken ersticken, einer auf den anderen treten und vergehen, angelehnt an die Wand oder an den Körper eines anderen, für sie war das ausreichend!

Wenn wenig Baracken vorhanden sind, ist es ruhiger. Die ganze Örtlichkeit dringt nicht bis zu entfernten Augen vor. Es ist schwerer, sie zu erkennen. Auch hier vor Ort werden die Geräusche eingezwängt und erstickt. Gibt man ihnen auch nur etwas mehr Luft und Platz, werden sie lebendiger und empfindsamer werden. Warum soll man sie also aufwecken? Es kann ruhig das Aussehen eines Sarges haben, vollgestopft mit dem Terror der Vernichtung und mit der Sicherheit, dass man bald vernichtet wird.

Alle verstanden, warum die neuen Baracken mit offenen Mäufern und unverschlossenen Türen und Fenstern blieben. Wer brauchte sie denn? Auch die angefangenen Stege blieben inmitten des Schlammes unbeendet. Die aufgeschütteten Koksbrocken und Bruchsteine fingen schnell an einzusinken, und die fette, klebrige Masse kroch über die schäbigen rot-schwarz und wund aussehenden Adern der Stege. Vorbei das Tempo und der Eifer, den die Deutschen anfangs gezeigt hatten. Wer wüsste denn nicht, warum?

Warum also wühlen die Menschen weiter herum, kämpfen für einen Bissen Brot und einen Schluck Suppe? Weswegen suchen sie noch Vergnügen und Überreste von Liebe in diesem Mülleimer des Todes? Warum umschwärmten in den Nächten noch dunkle Schatten die Mädchenbaracken, hier und da mit Gelächter zwischen den Zähnen? Und warum platzt wieder ein Trupp Deutscher hier herein und weckt alle wieder aus dem Schlummer auf?

Seht nur! Es kommen wieder etliche Ingenieure an, wieder wird an den Zäunen gemessen und werden Pläne gezeichnet. Wieder gibt es Inspektionen, wird verworfen und bestätigt. Jeder Einzelne ersinnt neue Pläne, die er fortgesetzt sehr ernst vorträgt. Danach beginnen, genau wie früher, ganze Waggonen mit Barackenholz und Koksabfall anzukommen! Es beginnt wieder ein geschäftiges Treiben um Fässer mit Kalk, Holz, um Geräte und Maschinen. Wieder erscheinen die eisernen Schienen und Loren und häufen mit Getöse ganze Berge auf, als wolle man es hier auf sich nehmen, eine ganze, brodelnde Stadt zu bauen. Ist das denn nicht verrückt? Für wen? Weswegen?

Der Chefingenieur mit dem hellen Anzug weiß gar nichts. Man hat ihm Material und Menschen geliefert, also muss er damit etwas machen. Er braucht sich nur nach den befohlenen Plänen zu richten, weiter nichts. Er kann nur müde lächeln, wenn seine Gehilfen und Aufseher, Gajda, Kopernik und Kotlęga herumwitzeln: Einen jüdischen Staat baut man hier! Er wird von einem Ende des Waldes bis zum anderen reichen. Und wenn die deutschen Herrschaften Lust haben, auf die Jagd zu gehen, wird man herkommen, in den Tierpark und – Jagd frei, auf die Juden! Was für eine tolle Idee! Das sind schon kluge Köpfchen!

Nun ja, was einfältige Münder halt so plappern! Derweil strömen deutsche Meister herbei. Jeder von ihnen kommt hierher um etwas zu sehen, über etwas zu lächeln, das nur er allein kennt. Dr. Rost wird nicht müde, den Technikern mit seinen dünnen Fingern zu zeigen, was es hier alles zu tun gibt. Er knarzt mit seiner tuberkulösen, sägenden Stimme, wird böse, drängt und treibt. Es kommt einem vor, als säge er mit seiner Stimme jeden Baum ab, der an den Rändern des Waldes ohnmächtig fällt.

Der Schwung und der Tumult drumherum schreckt auch die Juden auf, die schon in resignierter Schläfrigkeit umhergehen. Wenn man hier baut und so viel Platz vorbereitet, ist das ein Zeichen, dass man noch mit den Juden hier rechnet,

dass man für sie sorgt, und deshalb muss man sich wieder aufraffen, die Augen öffnen. Für zum Tode Verurteilte würde man nicht so viel Wirbel veranstalten! Alle werden in den geschäftigen Zauber hineingezogen, wie Wiedergeborene, die sich an das Echo ihres einstigen Lebens klammern.

Aber mit Sicherheit daran glauben kann niemand: Bauen die Deutschen tatsächlich im »judenreinen« Polen von 1943 eine jüdische Stadt? Zwar wird sie aus Baracken errichtet, mit schmalen Gässchen und dürren, zerbrochenen Stegen. Aber doch kostet es Arbeit. Sogar Kalk bringt man zum Weißen der Zimmer! Ist es möglich, dass das alles ohne Zweck, einfach so, gemacht wird?

Baut man womöglich den jüdischen Ameisenhaufen mit der einzigen Absicht, dass das deutsche Auge später eine besondere Freude haben soll, wenn alles wieder geleert und zunichte gemacht wird? Es gefällt ihnen nicht, eine Welt zu vernichten, die schon resigniert hat, die sich selbst in Gedanken schon umgebracht hat. Welchen Reiz hat es denn, solch tote Seelen zu erschlagen? Also werden sie das Werk verschönern, herausputzen, damit das Leben und die Illusionen wieder aufblühen, und dann ...

Aber der Direktor Dr. Rost schweigt beharrlich. Und was wissen schon die polnischen Meister? Hämmer schlagen, Sägen krächzen, Bäume fallen. Der verrückte Jahrmarkt weckt den Wald. Züge eilen herbei mit Material, das die Juden in zerstreuter Eile abladen. Die ukrainischen Wachleute flüstern sogar mit den polnischen Aufsehern, dass das alles ziemlich verrückt sei. Sie wissen genau, dass für die Juden sowieso schon alles vergeblich ist. Aber die Deutschen werden nie mals so verrückt werden, dass sie den Verstand verlieren. Sie können bis jetzt ihren Irrsinn noch kontrollieren, ihn bis ins Kleinste entfesseln und wieder eindämmen. Das Wilde und Desorientierte ihres Wahnsinns überlassen sie ihren Mithelfern und Partnern. Das Berechnende und Planmäßige des Irrsinns behalten sie sich selbst vor. Niemand der Mitläuf er darf es erfahren. Dafür brauchen sie keine Komplizen!

So wusste niemand wirklich, was sie hier mit der ganzen Aufregung beabsichtigten.

## II

Selbstverständlich wird diese Welt untergehen. Das ist sicher und alle wissen es: die Deutschen, die Polen, die Ukrainer und vor allem die Juden selbst. Aber das gibt es: Man arbeitet viele Monate daran, eine Arena aufzubauen, ein Bühnenbild, von dem niemand weiß, für wie lange es halten muss. Und doch bereitet man sie vor und stattet sie mit allen Details aus. Alle die ausgedörrten Skelette wissen eigentlich, dass man hier keine normale Welt baut, in der man wird leben können und müssen. Hier errichtet man nur einen Ort für das Spiel, in dem man eine gewisse Zeit eine Rolle spielen muss, die ein teuflischer Regisseur sich erdacht hat. Er hat in seinem Büchlein notiert, wie lange die Massenszenen dauern werden, wie viele Minuten jeder Einzelne von ihnen als Lebendiger auftreten muss, mit dem Verlangen nach Essen und einem Ort zum Schlafen, nach einem trockenen Weg und dem Willen, sich das Gesicht zu waschen.

Der Regisseur verrät es aber niemandem. Jeder Statist kann es nur bei seinem Gesundheitszustand erfragen oder bei der unergründlichen Atmosphäre, die hier ständig diffuse Geheimnisse mit sich trägt. Die Arena muss viertausend Seelen fassen können. Hier werden sie ihren Wettkampf mit dem Tod, dem Hunger und der Qual aufführen müssen. Auch wissen sie nicht, wer der unbeteiligte Zuschauer sein wird, noch wo er ist oder was er dazu sagt. Man kann auch nicht wissen, wozu er das Spektakel so nötig braucht. Ist es aus reinem Vergnügen?

Es ist auch möglich, dass dem Veranstalter das Massenspektakel plötzlich langweilig wird. Er wird dann nicht abwarten, bis alle ihre Möglichkeiten ausgeschöpft haben. Er wird plötzlich mit einem Pfiff auf die wacklige Bühne

springen und anheben zu brüllen: Das Spiel ist aus! Und es wird enden – eine Wahl wird es nicht geben. Man wird leise von der Bühne abtreten wie Schauspieler, die ihr Stück nicht zu Ende spielen konnten, die einen letzten Blick auf die farbige Dekoration werfen und dabei stöhnen: Ach, wenn es doch nur ein paar Minuten noch gedauert hätte! Sekunden bloß, und ich hätte meine Stärke bewiesen! Alles in mir hat sich diesem Moment genähert. Aber ach, er hat mich unterbrochen.

Hier wird alles für eine Aufführung vorbereitet. Die Menschen hier leben das Geschehene nicht, sie spielen es. Sie sind ausstaffiert und geschminkt, gemäß der grausamen Meisterhand, die sie erdacht und ihren Gemütszustand in Besitz genommen hat. Die, die hier auftreten müssen, wissen sogar, dass die Arena nach dem Beenden des Spiels freigemacht wird, sie wollen aber doch Minute um Minute ihre Anwesenheit in einer lebendigen Szene auskosten.

Die Barackenwände, die man herbringt, scheinen wie für nachgestellte Zimmer in einer Operette gemacht, die nicht lange halten müssen. Offensichtlich will man hier jemanden zum Narren halten. Man wird die Bretterbuden zusammen-nageln, die Puppenstuben mit Farbe anmalen, damit es anständig aussieht. Aber sollte sich jemand an die Wände anlehnen, werden sie zusammenfallen, die Balken werden auf die Köpfe stürzen und ein Spaßvogel hinter den Kulissen wird in Gelächter ausbrechen: Was für Idioten! Habt ihr das tatsächlich für wahr gehalten? Habt ihr geglaubt, dass man hier für euch Häuser baut? Was es doch für Narren auf der Welt gibt!

Das sind aber nur erste Mutmaßungen. Derweil sind etliche neue Baracken fertig geworden. Sie stehen und warten auf den Befehl, was mit ihnen geschehen wird. Sie sehen anders aus als die bisherigen. Die alten Baracken sind in einem gelb-grünen Mischton eingefärbt. Abends verschmelzen sie mit der Farbe des Waldes und tagsüber vermischen sie sich mit dem Sonnengelb. Das ist eine spezielle Farbe, die verhindert, dass man sie aus der Höhe erkennt. Auch von weitem kann

man sie nicht gut ausmachen. Die neuen Barackenwände dagegen sind feuchtweiß und weisen die ganze weiße Nacktheit frisch geschnittener saftführender Bäume auf. Sie leuchten weit mit einem unnatürlich lauten Aufschrei.

Die polnischen Fachleute rümpfen die Nase: Nasse Bretter. Sie werden später von der Sonne austrocknen und es werden große Risse entstehen. Was für Löcher!

Sie bedauern nicht die Juden, die es später kalt haben werden. Das kommt ihnen nicht in den Sinn. Sie fühlen sich wie die späteren Hausherren. Die Deutschen werden doch irgendwann abziehen. Wer wird dann das alles erben, was sie zurücklassen? Sie sind nicht zufrieden damit, dass man so schlechtes Material herbringt. An diesem Erbe finden sie keinen Gefallen. Aber die deutschen Meister stört es wenig. Sie haben andere Sorgen. Sie kontrollieren nur, ob genügend Fässer mit schwarzer, grüner und roter Farbe da sind. Die dichte fette Flüssigkeit spielt sich gegenüber der Sonne mit besonderem Stolz auf, vermutlich weil man mit ihr versuchen wird, das Auge der Welt zu täuschen.

Auch die jüdische Polizei kommt immer wieder vorbei, um zu sehen, wie es läuft. Die Polizisten helfen mit, die Arbeiter anzutreiben, obwohl ihnen das niemand befohlen hat. Sie schauen und lächeln zufrieden. Man weiß nicht genau, was ihnen dabei so eine Freude bereitet. Nur aus den wenigen Wörtern, die aus ihrem Kreis herausdringen, kann man heraushören: Nun, leer stehen werden die Baracken nicht. Wenn man baut, wird man frische Transporte bringen! Das bloße Denken an neue Gruppen von Menschen verschafft ihnen eine besondere Freude. Mit neuen Menschen sind frische polizeiliche Empfindungen verbunden. Es tut gut, sich vorzustellen, wie eine frische Kolonne durch das Tor marschiert. Sie kommt von weit her und man sieht die Gesichter zum ersten Mal. Ein wohltuendes Gefühl erwacht: Über dieses Gesicht werde ich die Kontrolle, die Macht haben, wie über alle, die hier hereinmarschieren, mit dem Schrecken vor dem Neuen in den Augen.

Dazu noch ihre Blicke, in denen sich Ehrerbietung mit Angst vor den glänzenden Stiefeln und den runden Hüten mischt! Um nur einmal solch einen Blick auf sich zu spüren, lohnt es sich, viele Jahre Polizist in einem Lager zu sein! Man wird unvermittelt von einem wohltuenden Gefühl der Herrschaft ergriffen, von dem Gefühl, hoch über allen zu stehen. Außerdem kommen mit jedem Transport so viele schöne Mädchen und es ist gut, wenn sie einen sofort als einen derjenigen wahrnehmen, die über sie das Sagen haben. So kommen sie immer wieder mit festen Stiefelschritten, um mit dem Blick abzuwägen, wie lange es dauern wird, bis alles fertig ist. Dann wird man gewiss neue Menschen bringen. Da sind sie sich sicher. Es weckt in ihnen einen fiebrigen Kitzel. Die bloße Erwartung, die Hoffnung auf solche Erwartung lässt sie aufleben: Man vergrößert ihr Reich, in dem sie befehlen werden! Mit den neuen Menschen kommen auch neue Möglichkeiten.

Manchmal kommt es vor, dass ein zurückhaltender Polizist ein Wort des Zweifels verliert: Nun, man kann noch gar nichts wissen! Sie können einen ganzen Staat bauen und keine lebende Seele herbringen. So etwas Verrücktes machen sie nicht, denkt ihr?

Solches Gerede verliert sich aber im fröhlichen Lärm. Die Mehrheit läuft immer wieder hin und zurück, in der Gewissheit, dass ihre Welt noch nicht enden wird.

### III

Schon vier Monate ist Mechele hier in Werk C und er versteht noch immer nicht, was hier mit den Menschen geschieht. Er erforscht noch mit verdeckten Blicken die Polizei, die Kommandanten und jeden Menschen, der ihm vor die Augen kommt. Er versucht, aus jeder ihrer Gesten zu erkennen, warum sie sich hier so aufführen und leben, als gäbe es kein Gestern und kein Morgen.

In seiner Jugend las Mechele einmal irgendwo über sehr kleine Geschöpfe, die alles in allem nur wenige Stunden auf der Welt leben. Diese kleinen Lebewesen haben keine Ahnung davon, wie kurz die Dauer von etlichen Stunden ist. Je kleiner ihr Körper, umso größer wird für sie jede Minute und Sekunde. Für sie schlägt die Zeit in einem anderen Rhythmus und Tempo. Innerhalb einer Minute wachsen sie heran. Zehn Minuten nach der Geburt finden sie ihren Partner und nach einer halben Stunde bekommen sie selbst Kinder.

Er verstand damals nicht, wie intensiv jede Minute sein kann, wenn sie einen beträchtlichen Teil des Lebens ausmacht. Erschafft die Natur für solche Geschöpfe spezielle Minuten, die eine andere Kraft besitzen als die der Menschen? Als er Kind war, empfand er Trauer: Wie kann etwas, das nicht einmal so lange dauert wie der nächtliche Schlaf eines Menschen, ein ganzes Leben wert sein? Eine so kurze Zeitspanne spürt der Mensch nicht einmal, wenn sie ihm verloren geht!

Die jugendliche Vorstellungskraft, die den Lebensplan nach Jahren bemisst und für jeden Fortschritt Wochen und Monate einplant, sieht nur das Vordergründige und fühlt nur die Armseligkeit eines solchen Wesens, das doch gar nicht das Gefühl für Leben erlangen und nähren kann, wie es durch die langsamem Jahresschritte wahrnehmbar wird.

Was wäre, wenn auch der Mensch sich in solch einem engen Zeitkäfig von wenigen Stunden befände und danach alles endete? Wie würde der Mensch leben, wenn er in einem aberwitzigen Tempo leben und vergehen müsste?

Der kleine Mechele erschrak, als er darüber nachdachte. Wie hätte man sich zu helfen gewusst? Was würde man als erstes machen?

Später, noch als Junge, geschah es, dass er am Bett eines kranken Freundes saß. Alle in der Stube waren traurig und verweint. Mechele verstand nicht genau, warum sie so weinten. Bis er zufällig ein schreckliches Wort aufschnappte, das jemand leise hatte fallen lassen: Er wird nicht lange leben,

der Isrolik. Der Doktor hat ihm noch wenige Tage gegeben. Mechele schaute damals in das bleiche Gesicht seines Freundes und in sein Weinen mischte sich ein unbestimmter Zorn: Wie kann das sein? Da liegt ein Junge, ein Vorschulkind, das groß werden soll, aufwachsen wie alle um ihn herum, und er wird es nicht schaffen! »Wenige Tage!« ... was wird er vorher noch tun können?

Erst jetzt, in Werk C, erkennt Mechele deutlich, was er damals seinem blassen Freund zurufen wollte: Isrolik, hörst du mich? Nur noch wenige Tage hast du! Warum liegst du die paar Tage auf dem Bett herum? Du rührst dich nicht einmal! Du wirst so liegen bis zum Ende und klein bleiben, ganz klein, bis man dich wegträgt. Warum springst du nicht herunter, warum streckst du dich nicht, damit du in einer Minute groß werden kannst, so groß wie dein Vater? Warum läufst du nicht umher und isst nichts, warum suchst du nicht in der Welt nach allem, was man in den paar Tagen noch erleben kann? Warum nicht?

Das wollte er damals seinem kranken Freund sagen und tat es nicht. Die Wörter waren erst im Entstehen begriffen und waren noch nicht zu jener Reife gelangt, die sich über Zunge und Lippen ergießt und aus den Gedanken hervordrägt. Und danach, als er sah, wie Isrolik auf einer schwarzen Bahre fortgetragen wurde, hatte er lange Zeit das Gefühl, dass der gestorbene Freund in ihm ein Pfand an Worten zurückgelassen hatte, eine nicht ausgereifte Mahnung. Aber diese konnte nur heranwachsen und klar werden zusammen mit der Reifung jenes Gedanken, in dem das Pfand begründet war.

Erst im Zeitalter des Todes, als Mechele ständig um sich herum den Klang der Tritte der Vernichtung hörte, als er ständig nur noch Tage oder wenige Stunden von der Gefahr entfernt war, brach in ihm jene Mahnung bei Isroliks Bett wieder hervor. Dieses Mal verstand er sie klar und deutlich und ihm schien es, als wollten alle hier zusammen mit ihm sie einfordern, konnten es aber nicht.

In jenen Minuten begriff er den Sinn jener kleinen Geschöpfe, die in wenigen Stunden die Mühen und Freuden eines ganzen Lebens ausschöpfen konnten. Er verstand sie und war neidisch darauf, wie sie das schafften. Wenn sie starben, hatten sie nichts im Leben ausgelassen.

Die Erinnerung an jene Fliegen, zusammen mit den Gedanken an Isroliks Bett, ließen ihn auch beim Beobachten der Polizei und der einfachen Menschenfänger in ihrer wilden Jagd nicht in Ruhe. Dadurch begann er, sie auf seine Weise zu verstehen: Was wollen sie, die Menschen, die sich hier auf diesem lebenden Friedhof so hervortun? Wie ist es dazu gekommen, dass Menschen, die in normalen Zeiten keine schrecklichen Dinge tun, jetzt zu allem bereit sind, sogar zu Verbrechen, nur um ein wenig Macht zu erhalten, die bald enden wird?

Aber hier ist das Leben auf kurze Perspektiven eingeengt und es verbleiben nur knapp bemessene Stunden mit wenig Kraft und Perspektive. So versuchen sie, die übriggebliebenen Tage mit zehn Mäulern zu verschlingen, die letzte Wärme aus allen Schößen zu schöpfen, die sie nur erreichen können. Sie wollen lärmend und lieben mit allen Mitteln, die ihnen noch zur Verfügung stehen.

Es ist gut möglich, dass, wenn sie die Aussicht auf ein langes Leben hätten, sie von diesem Kelch nur tropfenweise kosten würden. Letztendlich hegt jeder Mensch in sich ein Verlangen nach Macht und Erfolg. In jedem Menschen schlummern auch solche Träume, für die er bereit ist, gewisse Verbrechen und Abweichungen von der Moral zu begehen, und es auch tut. Während eines langen, gewöhnlichen Lebens verteilen sie sich aber und sind nicht erkennbar. Das Wissen darum, dass er noch Zeit hat, mäßigt ihn. Er kann sich an den täglichen kleinen Machtbeweisen sättigen und sich auch an geringen Erfolgen freuen. Sie hätten im Lauf vieler Jahre die Summe seiner Erfolge ausgemacht. Auch die Mittel, die sie dabei zeitweise angewendet hätten, würden sich in der Vielzahl der Jahre verlieren und wären

nicht so deutlich sichtbar. Die geringen Unregelmäßigkeiten wären so weit verstreut, dass sich der Zusammenhang zwischen ihnen verlieren würde.

Die Sicherheit, dass es möglich ist, auch gelassen sein Ziel zu erreichen, erlaubt den Instinkten nicht, hervorzubrechen und die psychischen Grenzen zu überschreiten. Jetzt aber sind alle Gelüste und Begierden auf engstem Raum zusammengepresst. Sie werden zu einer Last und fordern ihr Recht ein. Ihre elementaren Kräfte verändern sich gemäß der Natur jener Geschöpfe, die in ihrem kurzen Leben alles erledigen müssen.

Nicht alle können es. Einige ersticken diese Kraft in sich, andere aber lassen ihr freien Lauf.

Mit diesen Gedanken begann Mechele, das ganze Werk C zu betrachten. Aller Irrsinn der Menschen bekam einen Sinn: Man baut hier eine Stadt. Mag sein, dass sie nicht lange bestehen wird. Man darf aber ihre Bestimmung und Dauer nicht versuchen zu hinterfragen. Derweil schleppen Juden Bretter, freuen sich sogar, dass das Lager immer mehr wächst, auch wenn von Zeit zu Zeit jemand von der Seite einen Zweifel äußert: Wer weiß, für wen man das hier vorbereitet.

Den Stich solcher Worte fühlen fast alle im Herzen. Man will es aber nicht hören. Diese Überlegungen hat schon jeder für sich angestellt und viel darüber nachgedacht. Es scheint, als habe jeder es schon gehört und als sei es schon zum wievielten Male ausgesprochen worden. Er wiederholt sich bloß und langweilt alle damit. So schimpft man von allen Seiten: Was hat es für einen Sinn, das zu wiederholen? Dummkopf! Wird es durch das Grübeln und Reden denn besser?

Der Friede mit dem Schicksal geht bei den einfachen Leuten so weit, dass sie, wenn einer beginnt, unter der Last der Dachsparren zu stöhnen, es nicht ertragen. Man warnt ihn von allen Seiten vorwurfsvoll: Dann geh doch in Halle 58. Dort wird es dir besser gehen, oder?

Das lässt ihn verstummen. Es bleibt das Ergebnis abzuwarten. Der kluge Zyniker von Werk C, Ingenieur Kurc, hat

auch dafür einen seiner beliebten treffenden Sprüche: Die ganze Gesellschaft der Deutschen hat es auf sich genommen, für mich zu sorgen, zu planen, was mit mir geschehen soll, also sollen wenigstens ihnen die Köpfe rauchen und nicht mir. Soll wenigstens ihnen diese eine Quälerei bleiben.

Alle nehmen es auf, weniger mit bitterem Gelächter als viel mehr mit resignierendem Einverständnis.

## Kapitel zwei

### I

Ungewohnt geht es am Tor des Lagers zu. Ganze Stunden können in einer Stille verstreichen, die alles Umliegende einschläfert. Aber sobald sich von weitem Trittgeräusche einer marschierenden Gruppe hören lassen, öffnet sich das Tor so lange, wie die Menschen hindurchströmen und vom Hof mit wilder Gier verschlungen werden.

Der Polizist, der am Tor Dienst hat, wird in den Ruhestunden von der schlafirgen Trägheit der Umgebung angesteckt. Er sitzt in seinem Wachhäuschen und wartet auf die hölzernen Tritte auf dem Weg. Derweil starrt er ins Leere.

Um sechs Uhr abends kommt eine erste angespannte Wachsamkeit über Mensch und Tor. Der Polizist beginnt, mit den Schlüsseln herumzuspazieren, er hantiert am Tor, öffnet es und schaut auf den breiten, staubumwölkten Weg, sucht in der Ferne, ob jemand kommt.

Erscheint ein schwarzes Pünktchen auf dem Weg, kommt er in Bewegung, richtet sich zu voller Größe auf und beginnt zu rufen: Wache! Wache! Dann kommt eine dicke, stämmige Gestalt aus einer Baracke, ein großes Heft in der Hand, und stellt sich gegenüber dem Polizisten am Tor auf. Das ist Marek, der Kommandant des Lagerbüros. Marek ist ein ruhiger und gelassener Mensch. Wenn die Menge sich nähert und beginnt, durch das Tor zu marschieren, hat er nichts im Sinn außer Zählen. Er schlägt nicht oft und gehört zu den wenigen, die sich nur selten lautstark streiten. Er tritt nur gelegentlich jemandem in den Hintern wie die Mehrheit der Befehlshaber; dafür aber hat er großes Vergnügen am wiederholten Durchzählen und Kontrollieren der Anzahl.

Später wird es wieder still am Tor. Die Hereingekommenen verteilen sich in alle Richtungen und beim Tor bleibt jene gespenstische Stimmung zurück, die typisch für die Stille nach lautem Trubel ist. Manchmal bleibt der Polizist noch eine Weile draußen und geht abwartend auf und ab. In der Reihe hatte er immer wieder mal ein Mädchen entdeckt, dem er geschafft hatte, ein Wort zuzuflüstern: Komm in einer Stunde zum Tor.

Jetzt hat er etwas, woran er denken, worauf er warten kann. Die Zeit ist ihm nicht mehr so leer und langweilig. Seine Schritte, hin und zurück, folgen seinem inneren Diskurs: Wird sie kommen oder nicht? Sie kommt ... Sie wird kommen ...

Sich in Werk C mit einem Mädchen zu treffen, ist für einen Polizisten keine Seltenheit. Das kann ihn nicht beunruhigen. Für die langweiligen Wachstunden ist es aber gut, sie zu bestellen und dadurch die Leere mit einer angenehmen Erwartung zu füllen.

Die Nacht kommt als eine der Letzten. Sie kommt an aus der Richtung des Waldes, drängt sich von der finsteren Lagerseite her herein und verschlingt den Schatten des wachhabenden Polizisten. Es dauert nicht lang, und jemand am Tor betätigt einen Schalter, woraufhin sich eine dunkelgelbe Wunde an den Leib der Finsternis anheftet: die Torlampe! Nur die Bäume drumherum stehen wie Wächter und lassen nicht zu, dass das Licht in das Waldesdickicht vordringt und die schwarze Dunkelheit im Baumgewirr beim Einschlafen stört. Es scheint als blicke die schwarze, zerzauste Säule mit mächtigem Zorn zurück, als raschelten ihre Blätter vor Wut und als werde ein finsterer Verschwörungsplan ausgearbeitet. Kleine Riemchen Licht kriechen neugierig heran, dem mächtigen Koloss zu Füßen. Sie dringen sogar bis zu den Knöcheln ein, aber dort fangen sie an zu flackern, als wolle jemand sie hereinlocken und ersticken.

Von Zeit zu Zeit erkämpft sich ein verspäteter Schatten in der Finsternis seinen Weg zum Lager. Er geht mit blinden,

vorsichtigen Schritten, bis er näher ans Tor kommt. Die Dunkelheit will ihn zurückhalten, legt ihm Nebel um die Augen und breitet ihm unter den Füßen dichte schwarze Knäuel aus. Er schreitet aber über sie hinweg, bis das Tor ihn mit seinem großen gelben Auge entdeckt. Es beginnt, ihn zu rufen und anzulocken. Es wirft ihm einen schmalen, zitternden Lichtstreifen wie einen Rettungsring zu, der zwischen die beiden dichten Waldgürtel an beiden Seiten fällt, und er geht darauf wie auf weichem ausgelegtem Sand.

Manchmal, wenn er schon drinnen ist, folgt ihm eine Stimme. Der Polizist, der sich langweilt, ruft ihn. Die, die er herbestellt hat, ist nicht gekommen. So kommt ihm in den Sinn, den Verspäteten von Kopf bis Fuß zu durchsuchen. Er sucht gründlich, um irgend etwas Verdächtiges zu finden, als gehe es um sein Leben. Er weiß vermutlich selbst, dass es bei einem verlorenen Schatten in Lumpen nichts zu finden gibt. Schuld ist aber die verfluchte Stille beim Tor, die eine schreckliche Langeweile verursacht und das Alleinsein unerträglich macht. So greift er, was sich ihm bietet, Hauptsache ist, eine Beschäftigung zu haben. Er wühlt ihm in den Fetzen seiner Kleidung herum und fragt ihn dabei nach Neuigkeiten aus der Fabrik aus. Er kann dabei mit ihm zwanglos reden, als würde das Vordringen bis zu den verborgenen Stellen diesen nicht beleidigen. Manches Mal hält er mitten drin inne und beginnt, halb verschämt, sich zu rechtfertigen: Du weißt doch ... ich muss das ... nur meine Aufgabe, verstehst du? Knöpf wieder zu!

Er hält den einzelnen Verspäteten noch eine Weile mit einem Gespräch über Gott und die Welt auf. Wenn jemand das aus der Ferne beobachtet, wird es ihn nicht einmal wundern, dass dort zwei Menschen stehen und miteinander reden, obwohl vor einer Minute einer noch der Herr und strenge Kontrolleur desdürftigen Lebensatems des anderen war.

Das dauert oft so lange, bis irgend eine weitere Person erscheint. Der Polizist gibt sich einen Ruck und wird wieder

ernst. In sein Gesicht kehrt abrupt das Befehlende zurück. Er mustert den, der da steht und sich mit ihm unterhält, mit neuem Blick, in dem wieder das ganze Wesen eines Polizisten zum Ausdruck kommt: He du! Verschwinde, hörst du? Komm mir nicht wieder unter die Augen. Jener hinkt erschrocken davon. Der Hof des Lagers liegt da und lacht mit seinem kränklich-gelben Lächeln über das Spiel. Von der anderen Seite des Lagers dringen die Lichter der Baracken bis zu den Zäunen, springen hinüber auf die andere Seite des Waldes, als wollten sie in der nächtlichen Stille von hier entfliehen. Bald werden sie aber ausgelöscht und die Finsternis breitet sich wie ein Sieger über alle Dächer aus. Man hört nur das ungeduldige Husten eines Polizisten, das sich keuchend mit der unruhigen Stille vermengt.

## II

Schon vor einiger Zeit hatte man den ukrainischen Werk-schutz aus dem internen Dienst herausgenommen und die Wache an die jüdische Polizei übergeben. Einer bewachte die ganze Nacht das Tor und etliche waren auf allen Seiten an den Zäunen verteilt. Das gleiche bei Tag. Sie waren eingeteilt in zwei Gruppen wie die Fabrikarbeiter mit zwei verschiedenen Kommandanten.

Die neu errichteten Baracken lagen auf halbem Weg zwischen den Frauenbaracken und den Zäunen. Durch sie führte auch der Weg zu den Klosetts. In den ersten Nächten kam es vor, dass einige erschrocken in die Baracke zurückkehrten und erzählten, sie hätten, während sie zu den Toiletten gingen, gehört, dass dort, in den leeren Räumen, gemurmelt und miteinander geflüstert wurde.

Die Schlauerer wussten aber schon, dass dort immer wieder Polizisten von der Wache hineingingen, die für sich und ein Mädel, das sich kurz vorher in der Finsternis von seinem Strohlager fortgestohlen hatte, einen verschwiegenen

Ort suchten. Es gab sogar welche, die beobachten wollten, die hören und sehen wollten, was und wer und mit wem ... Sie kamen aber mit blaugeschlagenen Gesichtern zurück und wussten nicht einmal, wer das getan hatte. Die Lagerwitzbolde, wie Frydland und Ingenieur Kurc, kommentierten auch das ironisch: In Werk C sind selbst die Geister dämonischer als in den Legenden. Von jenen erzählt man nur noch, von den hiesigen aber kann man die Schläge spüren, wenn man daran interessiert ist.

Neugierige gab es aber allenthalben, auch in Werk C. So erwachte die Neugier in den Frauenbaracken und verteilte sich von dort über das ganze Lager. Sobald man bemerkte, dass ein Polizist mit einem Mädchen redete, des Öfteren neben ihr ging, sie beim Gang zur Arbeit schonte, behielt man die beiden im Auge. Man beobachtete, wer mit wem abends spazieren ging und welche sich spät hinausstahl, angeblich um sich zu erleichtern. In der ersten Zeit schämten sich alle deswegen, nicht nur die Mädchen, auch die Polizisten. Bis einer kam und ein Wort erfand, das alles veränderte.

Es geschah dem kleinen, bleichen Polizisten Moniek, Mecheles Freund, dessen Frau auf der arischen Seite in einem nahegelegenen Dorf versteckt war. Sie versorgte ihn von Zeit zu Zeit auf geheimen Wegen mit Geld und er war mit ihr in dauerndem Kontakt. So kam es, dass alle sich dafür interessierten, als er begann, dem kleinen, stämmigen Mädchen, das in Schmitz' Abteilung Kästchen sortierte, mit Fürsorglichkeit zu begegnen. Immer wieder sah man ihn ihr eine Suppe oder ein Stück Brot bringen. Viele Mädchenaugen schnappten das mit hungrigem Neid auf. Ständig wurden Worte gewechselt, aus denen zu erkennen war, dass sie ihm ständig nachspionierten und jede seiner Bewegungen verfolgten: Bronja, hast du das gesehen? Heute hat er das Brot mit Butter beschmiert.

Gestern hat er zwei Tomaten gebracht – rot wie Blut.

Bei ihr in der Suppe sind Fleischstücke herumgeschwommen.

Einmal schnappte das Mädchen so etwas auf und wurde feuerrot. Nicht lang, und man setzte Moniek selbst zu, ver-

suchte, ihm mit einem unschuldigen Wort einen Stich zu versetzen: Sie wird dir schon bald auch etwas von einem verborgenen Ort schicken können.

Moniek stand eine Weile unschlüssig da. Dann kam ihm aber ein glücklicher Gedanke: Was geht es euch an, mit euren miesen Vorstellungen, ihr Idioten! Das ist doch meine Cousine! Erst diese Woche habe ich sie in der Halle erkannt, und wem soll ich helfen, wenn nicht der Letzten von meiner Familie, die mir geblieben ist?

Das zufällige Wort von der gefundenen Cousine bekam im Lager Flügel. Alle Polizisten und Gutsuitierten begannen, auf mysteriöse Art Cousinsen zu finden, zufällig waren sie alle jung und schön. Man hätte meinen können, das Glück diente ihnen sogar damit, dass von ihrer Familie jemand geblieben war. Und mit einer Cousine konnte man natürlich in zärtlicher Umarmung im Lager umhergehen; ihr konnte man ein Stück Brot bringen und für sie leichtere Arbeit aussuchen. Man konnte sogar bei Nacht kommen und sie zu einem Spaziergang im Freien herausholen, wenn schon kein Lagermensch sich mehr im Hof aufhalten durfte. Auf der Straße war es kühl und angenehm. Ein voller Mond stand wie ein Hirte ruhig am Himmel und gab auf die Sterne acht, die auf der dunkelblauen Weide grasten. Wozu sollte man also in der stinkigen Baracke sitzen, wenn es solch eine Wohltat war, draußen in der Stille zu spazieren, beschützt von einem Polizisten? Wenn es ruhig war, konnte man sich über die ehemalige Familie unterhalten, sich Erinnerungen erzählen, so jedenfalls hatte es anfangs geheißen, um die Mäuler zu stopfen.

Das Schicksal war bis zur letzten Minute so böse und unbarmherzig! Gerade die Mädchen, die schneller abbauten und schwächer wurden, die mit abgerissenen Fetzen von der Fabrik kamen, müde und vergilbt und die jemanden gebraucht hätten, der ihnen ein wenig helfen sollte, sie konnten keinen Cousin finden, keinen Verwandten.

Es gab Mädchen, die die Cousinen-Geschichten für bare Münze nahmen. Sie gingen und schauten in die Gesichter der

Männerreihen. Geschichten gingen um, dass ein Mädchen in dieser oder jener Halle einen leiblichen Bruder erkannt hatte. Niemand hatte es gesehen, doch es weckte Hoffnungen, Sehnsüchte, die wiederum andere Geschichten hervorbrachten. Zum Beispiel, dass eine Frau von der benachbarten Baracke zur Mittagszeit einen Menschen umhergehen und Kartoffelschalen auflesen sah, und als sie ihn musterte, erkannte sie ihren Mann. So gingen die Frauen und Mädchen in ihrer Reihe und unterhielten sich seufzend: Ach, wenn ich doch einen entfernten Verwandten finden würde, ich meine nicht einen Cousin! Aber allmählich fingen alle an zu verstehen, wie Cousins gefunden wurden. Die Pikrinerinnen und andere stark ausgezehrte Mädchen und Frauen setzten sich, wenn sie abends von der Fabrik zurückkamen, vor die Baracke oder blickten traurig durch die Fenster hinaus und unterhielten sich mit stiller Traurigkeit und voller Neid: Wir werden sicher keine Cousins finden. Wenn man purer gelber Staub ist, und ausgezehrt noch dazu! Aber wenn ich ein wenig Ruhe hätte und etwas anzuziehen, würde ich dann nicht genau wie alle aussehen?

Allmählich hörten die »Cousinen«, die angesehene »Cousins« gefunden hatten, auf, sich deswegen zu schämen. Im Gegenteil, sie begannen, stolz darauf zu sein. Es rief auch einen gewissen Respekt ihnen gegenüber hervor: Cousine eines Polizisten! Sie sahen voller und fröhlicher aus. Es störte sie nicht einmal, dass traurige Mädchenaugen von verschämten Pritschen herab sie mit Zorn und Verbissenheit anschauten.

### III

Wie ein Funke, der in ein Pulverfass springt, schlug das Wort »Cousine« in Werk C ein. Damit gab es die Möglichkeit, zusammenzukommen, die dunkle, verborgene und offene Annäherung auszudrücken. Das schlug wie eine Flamme aus

dem Inneren hervor, machte eifersüchtig, zog mit sich. Mädchen, die gerade eben noch jemandes Cousine waren, waren es plötzlich nicht mehr und wurden von jemand anderem »erkannt«. Der Schlüssel zu der schambehafteten Tür war gefunden worden. Das Wort »Cousine« hatte sie geöffnet, danach blieb sie offen und man konnte den Schlüssel verwerfen. Man brauchte ihn nicht mehr. Aber jeder führte ihn noch im Mund, wie eine Sache, die zwar nicht mehr benötigt wird, aber schöner und edler ist, als hinzugehen und eine Tür mit einer Hacke aufzubrechen, selbst wenn diese bereits offen steht.

Die Erschlagenen und in den Baracken Zurückbleibenden begannen, das Wort mit ironischem Unterton zu benutzen. Es wurde sogar zu einer Bezeichnung, ein gewisses Ansehen und einen Lagerreichtum zu unterstreichen. Frydland zum Beispiel wollte einmal Mechele schildern, wie gut es ihm an seinem Arbeitsplatz ging und begann zu erzählen: Nun ja, Suppe habe ich mehr als genug. Und Brot habe ich so viel, dass ich es mir leisten könnte, mir eine Cousine zu suchen.

Wenn mehrere Polizisten von den älteren und eher zurückhaltenden, die schon Frau und Kinder verloren hatten, zusammenkamen, beratschlagten sie unter sich, halb nachdenklich und halb mit erwachter Sehnsucht: Was meinst du? Wäre es vielleicht ratsam, sich eine anständige Cousine zu suchen?

Die Sache mit den Cousinen breitete sich von den obersten Schichten des Lagers bis in die niedrigen Schichten und zu den gesünderen der Lagermenschen aus.

Mädchen, die an die »Großen« nicht herankamen, begannen, zwischen den einfacheren Leuten zu suchen, die sich in der Fabrik und mit dem Hunger immer noch zu helfen wussten. Gleichzeitig mit dem Neid auf andere erwachte auch ein Gefühl von Einsamkeit, von Alleinsein. Man achtete plötzlich auch auf die Zeit, sah, wie sie verging, wie sie lief und man älter wurde. Wer weiß, wie lange das Leben sich noch so hinziehen kann. Und falls man überlebt, wird man dann

schon in den Jahren sein. Auch eine andere Hoffnung schimmerte auf: Wer weiß, vielleicht kann sich solch eine Cousin-Bekanntschaft festigen und sich auch später fortsetzen, falls Gott Leben und Freiheit schenkt?

Zuerst war die Zahl der Männer viel größer als die der Frauen. Die hohe Sterblichkeit riss aber vornehmlich die Männer heraus, die Frauen hielten sich im Allgemeinen besser. Gut aussehende Frauen gab es wesentlich mehr als Männer, die in die Sorge um ihre Arbeit und den Hunger vertieft waren und nicht recht bemerkten, dass es im Lager so viele schöne Mädchen gab. Die Auswahl war daher begrenzt und die Satten und Ausgeruhten gingen umher wie erlesene Prinzen.

Die einfachen erschöpften Arbeiter lagen für gewöhnlich bei Nacht auf den nackten Pritschen und redeten miteinander über Mädchen, die sie einst geliebt oder gekannt hatten. In jenen Zeiten waren sie noch nicht ausgezehrt und halb verhungert. Das Andenken an jene Liebschaften blieb ihnen im Gedächtnis wie eine normale, gute Sache, die verloren gegangen war. Die Mädchen des Lagers nahmen sie praktisch nicht wahr. Manchmal machte sich aber doch bei mehr als nur einem ein aufgeregter verrückter Glanz bemerkbar. Das geschah, wenn er durch das Fenster hinausschaute und sah, wie Pärchen draußen umhergingen, oder wenn ein Mädchen einen verirrten Blick in die Baracke warf. Eine nagende Sehnsucht begann dann zu zerren: Bin ich denn nicht auch so jung wie sie? Warum haben nur sie es verdient?

Der lähmende Schmerz in allen Gliedern antwortete dem Gedanken: Du gehörst dem nicht mehr an. Über sie brauchst du nicht mehr nachzudenken! Ein Mädchen? Das kann nur noch dein Traum von damals sein. Mit den heutigen, die es hier gibt, lebst du nicht mehr in derselben Welt.

Einmal hörte Mechele sogar, wie jemand von einer Eckpritsche giftig zischelte: Pah! Wir kommen schon nicht mehr in Betracht. Die werden sich alle an die Kommandanten und die Polizei halten müssen.

Diese Resignation raubte den meisten Männern im Lager die Gefühle. Sie nahmen die Frauen nur wahr, wenn sie bei einigen von ihnen um eine Zigarette oder ein Stück Brot handelten. Diese Menschen, ausgehungert und abgestumpft, stritten und schlügen sich oft; Obszönitäten und Gerede über Frauen verschwanden aber fast völlig aus ihrer Sprache, wie etwas, das vergessen ist und nicht mehr existiert. Wenn doch einmal ein solches Wort fiel, kam es nicht mit satter Inbrunst heraus, sondern so mager und blass wie eine Silhouette des fernen Gestern.

Mechele war das einmal aufgefallen und er vermutete, dass sie es absichtlich mieden, um sich nicht selbst damit wehzutun, um nicht an der Wunde zu röhren bei der Erinnerung daran, dass man ein Mann war.

Bei anderen, Kultivierteren, war das weibliche Geschlecht mit den Resten von etwas heimatisch sehnüchsigem im Gedächtnis haften geblieben, wie der Widerschein eines heiligen Schimmers. Jedes grobe, beiläufige Wort hätte etwas entehrt, das dann nicht mehr mit derselben Reinheit wie das Verschwundene ins Herz hätte zurückkehren können.

Selbst in den häufigen erbitterten Kämpfen, in denen sie wie die Tiere um einen Tropfen vergossener Suppe oder eine entdeckte Kartoffelschale rangen, wenn Nägel bereit waren, die Gurgel des anderen aufzureißen, drang nur selten diese Art obszöner Sprache aus ihren Kehlen. Mechele fiel dies gleich in der ersten Zeit auf und für ihn stellte es sich dar wie ein verdecktes Amulett, das noch immer dem Schatten des Menschengeschlechtes anhing und das in sich den bis zuletzt bewahrten Staub des vormaligen menschlichen Edelmutes schützte.

Trotz dieser edlen Schutzschicht bürgerte sich das Wort »Cousine« ein und wurde zum verdeckten Ausdruck neidischer, zutiefst melancholischer Ironie.

## IV

Hätte man darüber nachdenken wollen, hätte man erkannt, dass darin eine Art wundersame, übernatürliche Kraft lag. Wie oft ekelte es Mechele vor dem ganzen Wirbel um die Mädchen, der Cousinen-Psychose, die das Lager so schnell ergriffen hatte! Zum wievielten Male regte sich eine strenge Stimme in ihm auf, schrie und wand sich vor Scham: Sie verkaufen sich doch für eine Kleinigkeit! Es gibt hier praktisch keine Verbindungen aus Seelennähe, aus Sehnsucht der Gefühle, nur simple Brotprostitution, Prostitution auf Gräbern!

Es genügte aber zu sehen, wie dieselben Mädchen vor wenigen Wochen aussahen, wie erschlagen sie waren, wie schmutzig und verwahrlost. Sich daran zu erinnern hieß auch zu begreifen, wenn auch nicht zu rechtfertigen. Nein, lang hätten sie, in ihrer Trauer und Abgerissenheit, nicht mehr durchgehalten. Sie hätten resigniert, wären krank geworden und den Weg so vieler gegangen, jenen kurzen Weg zum Schießstand.

Die drastischen Veränderungen in ihnen kamen doch nicht nur daher, dass sie ein Stückchen Brot, ein wenig Schutz bekamen. Zusammen mit der Cousinenbetriebsamkeit erwachte in den Frauen der eingeschlaferte Instinkt, gefallen zu wollen. Und diese Triebkraft ließ sie möglicherweise stärker aufleben als ein zusätzlicher Bissen, als die Sättigung.

Das wiedererwachte Bewusstsein, dass man an Augen vorbeigeht, die einen ansehen, trieb die Mädchen nach der Arbeit zu dem einzigen Wasserhahn, gab ihnen die Geduld, stundenlang zu warten, dass sie sich gründlich waschen konnten. Das Gefühl, auch hier jemandem gefallen zu müssen, zwang sie, mit allen Mitteln ein Stückchen Spiegel und einen Kamm zu finden, halbe Nächte auf zu sein und sich das Kleid zurecht zu machen, Lumpenstücke zusammenzutragen und sich daraus ein Kleidungsstück in allerlei Farben zu fertigen, das sogar einen gewissen Charme verlieh.

Es stimmte, es gab welche, die sich in den ersten Zeiten abends auf die einfache Koje warfen, sich treiben ließen oder der Trauer nach der ehemaligen Heimat hingaben. Das waren aber ferne, verflogene Erinnerungen, während die Menschen, denen man gefallen wollte, um einen herumgingen, buchstäblich ans Herz klopften. So zogen sich die Spinnweben der Trauer weiter zurück und über ihnen thronte die vollgefressene dicke Spinne, die man Leben nennt.

Viele von ihnen wachten auf, kamen zu sich, und putzten sich heraus, von innen wie von außen: ja, soweit möglich, auch von innen! Sie glätteten die Unebenheiten und kaschierten sie mit einem Lächeln, wie mit einem seidenen Tischtuch. Und selbst die, die keinen »Cousin« hatten und sich von ihnen fernhielten, wollten in Aussehen, Sauberkeit und Fröhlichkeit nicht hinter den anderen zurückstehen. Erstere hatten die heißen Kastanien aus dem brennenden Gefühl der Scham herausgezogen und sie mussten nur noch die anderen anspornen, dem Verlangen, gefallen zu wollen, nachzugeben und sich von ihm tragen zu lassen. Das wurde ihr Geheimnis, der Atem Gottes, der ihnen Leben in die ausgedornten Knochen hauchte.

Ausgeruhte Männer mit normal funktionierenden Sinnen wurden immer weniger im Vergleich zu den Frauen, welche begannen, sich mit tänzelnden suchenden Schritten zu bewegen. Ihre Bemühungen wurden stärker und gewagter. Diese Traumbilder waren es, von denen sie angetrieben wurden. War es denn ein Wunder? Auch wenn Mechele es nicht zugeben wollte, das beschäftigte ihn. So stark seine Abscheu dagegen auch war, hatte sie ihn doch nicht völlig ergriffen. Er schaute sich um und beobachtete alles, was schmutzig und beißend war, aber das Auge freute sich trotzdem, das Herz flatterte, wenn inmitten des schlammigen Sumpfes sorgfältig hergerichtete Schönheiten umhergingen, die aus den Lumpen heraus leuchteten, lächelten, in Gesichter blickten und die Umgebung erhelltten. Warum störte es ihn also, was sie taten? Sie trugen und erhielten doch die

Schönheit eines Volkes, das man vollständig herabwürdigen wollte!

Wie konnte man sich an ihrer Schönheit freuen? Nicht zu viel darüber nachdenken! Soll das erste Gefühl, ohne nähere Betrachtungen, auch zu Wort kommen. Vor allem, da das nicht nur diejenigen erhielt, die durch die bekommenen Brotportionen gestärkt und schöner wurden, sondern auch die anderen, die von jenen rosigen Gesichtern angeleuchtet wurden und die sich mitreißen ließen, ihrerseits Anstrengungen zu unternehmen, um auch schön zu werden.

Jedoch wurden die innerlich abgestorbenen Männer der Hallen von einer stillen, diffusen Eifersucht zerfressen. Einige der Arbeiter sahen in den glänzenden Stiefeln der Polizisten das Abbild einer Welt, die noch existierte, den Schatten ihres eigenen Gestern, das wieder zum Heute werden könnte. Sie sahen mit eigenen Augen, dass es noch Genuss gab, aber der Platz dafür war in ihnen zerstört. Es tat ihnen leid, dass sie die Lust verloren hatten und sie schon nicht mehr mit der vollen Schärfe reizen konnte. Es konnte vorkommen, dass eine der bedrückten Gestalten hinauskroch, einem ankommenden strahlenden Mädchen entgegenging und sich Mühe gab, sie anzulächeln: Fräulein ...

Sie aber sah den verkrümmten Mund, die eingesunkenen Augen und ging vor Schreck zur Seite. So jemand schämte sich nicht, fühlte sich nicht getroffen. Er hatte nur das Verlangen, hinauszugehen und einem Mädchen stilyvoll ein Lächeln zuzuwerfen, gerade so, als würde ein Toter probieren, ob er noch einmal außerhalb des Grabes einen Atemzug Luft schöpfen könnte. Weiter nichts. Danach blieb er mit zufriedenem Lächeln stehen. Und weiter? Er hatte erreicht, was er wollte, hatte sich sogar an eine elegante Verbeugung von damals erinnert, an das leichte Verneigen ... Was sie dabei dachte, interessierte ihn nicht. Eine Weile stand er noch versonnen da, ging dann wieder in seine Baracke, legte sich auf sein Lager und lächelte still vor sich hin. Er hatte doch nur ein Rendezvous mit seiner Vergangenheit wie ein

Gefängnisinsasse, den ein ferner vertrauter Mensch besucht und der auf seinem Gesicht den Gruß einer Welt zurückbehält, die er nur noch streifen kann, die vergehen muss.

## Kapitel drei

### I

Die Fabrikhalle 58 war auffällig anders und lag etwas abgesondert von den anderen Hallen und Abteilungen. Umgeben von Bäumen und Büschen sah sie aus wie eine autonome Fabrik. Der Meister war Zielinski, ein Volksdeutscher aus jener Gegend. Seit man junge Polen zur Arbeit in Deutschland aufgriff, bewies er seine Hilfsbereitschaft und nahm in seiner Abteilung so viele auf wie er konnte. Dafür ließ er keine Juden in seiner Halle zu. Als Begründung gab er an, dass bei ihm die Granaten das letzte Mal kontrolliert würden und er ihnen solch eine wichtige Arbeit nicht anvertrauen könnte. So sammelte sich dort eine beträchtliche Anzahl nichtjüdischer Frauen mit ihren Kavalieren an, mehr als die Halle benötigte. Damit sollten sie vor dem Verschicken geschützt werden und er hatte seiner Pflicht als vormaliger Pole Genüge getan.

Zielinski unterteilte die Arbeit, suchte immer mehr Nebentätigkeiten um seine Halle herum, damit sein Herrschaftsbereich möglichst viele Menschen umfasste.

Wie jeder Pole, der sein Deutschtum neu entdeckte, bemühte er sich in der ersten Zeit um einen übertriebenen Patriotismus. Er schlug häufig mit seinem großen Stecken und rühmte sich vor den Polen mit seinem gebrochenen Deutsch wie mit einem hohen Orden, mit dem die Vorsehung ihn ausgezeichnet habe. Den Polen gegenüber verhielt er sich anfangs strenger als andere und ständig redete er auf Polnisch davon, dass sie zu Beginn des Krieges in der Bromberger Gegend viele tausend Deutsche vernichtet hätten.<sup>6</sup>

6 Während des Bromberger Blutsonntags wurden am 3. und 4. September 1939 mehrere tausend Volksdeutsche unter dem Vorwand, dass sie auf

Dem stellte er gegenüber, dass die Deutschen keine Rache suchten, sondern sich bemühten, Brot und Arbeit für alle Polen zu schaffen, obwohl doch Krieg sei und man jedes Stück Brot mit Gold aufwiegen müsse.

Mit dem Aufkommen der ersten Zweifel am endgültigen Sieg der Deutschen, begann Zielinski vorsichtig, sich zurückzunehmen. Er begann, Schritt für Schritt seine polnische Seite hervorzuheben, sie mit den Federn von allerlei Anspielungen herauszuputzen, sodass, wer wollte, es verstehen könnte, dass er eigentlich nur eine Art merkwürdiges Spiel spielte ... Mit knappen, unterschwellig hingemurmelten Worten schaffte er eine Atmosphäre, in der bei seinen polnischen Mitarbeitern geflüsterte Vermutungen geboren werden konnten, »er hätte womöglich eine Art Befehl von irgendwoher« und er handelte nach verborgenen Anweisungen, die er meisterhaft schauspielerisch ausführte. In einer abseits liegenden Ecke erlaubte er sich sogar, allerlei Kummer der Arbeiter anzuhören und »tief berührt« und mit Bedauern dazu mit dem Kopf zu nicken. Dafür aber bemühte er sich, dass sein Deutschtum vor den echten Reichsdeutschen umso stärker herauskam. Eigentlich machten das alle volksdeutschen Meister, sowohl Gajewczyk als auch Pynow, bei Zielinski erschien es aber merkwürdig grell und geziert.

In der Halle war er der Herr und Befehlshaber. Er zeigte aber nicht offen seine Gerissenheit und seinen Ernst. Zusammen mit dem Meister war er auch der Witzbold, Narr und Clown der Halle. Er überschüttete Deutsche wie Polen mit Witzen, bösen Streichen, in denen Spaß und Ernst immer so verwoben waren, dass man nicht mehr erkennen konnte, was er meinte und wollte. Er mischte sich ständig auch in solche Hallenangelegenheiten ein, für die wie überall die rangniederen Gehilfen zuständig waren. Das waren aber die besten Umstände, wo seine Einfälle sehr lustig ankamen

polnische Truppen geschossen hätten, von Polen ermordet. In der jungen Republik Polen war es über Jahre hinweg zu ethnischen Spannungen zwischen Polen und Volksdeutschen gekommen.

und dabei ihre Absicht und ihr Ziel durchaus erreichten. Die Polen gaben ihm unter sich einen Namen: Verrückter Idiot! Obwohl sie häufig feststellen konnten, dass in der Produktion Zielinski noch den klügsten Simulanten und Faulenzer erwischen konnte. Seine verrückten Spielchen halfen ihm dabei, dass der stechende Hass auf die Antreiber gegen ihn, den Großherzigen, nicht so scharf ausfiel.

»Ein Verrückter!« – das reichte aus, dass die spezifisch polnische Verbissenheit in Bezug auf ihn nachließ und man ihm im Innersten seines Herzens nicht zürnte.

Der größte Teil der Arbeiten in der Halle war leichter Natur: In die Abnahme wurden von den Juden der Transportabteilung fertiggestellte Granaten gebracht. Hier prüfte man sie und gab sie zum Versand frei. Der Ablauf der Arbeit war folgendermaßen: In der Halle standen zwei sehr lange Tische mit eisernen Arbeitsplatten. An beiden Tischseiten waren dünne, eiserne Schienen angebracht, auf denen die Granaten von einer Hand zur nächsten gerollt wurden. An jeder Seite saßen lange Reihen von Männern und Frauen und jeder von ihnen hatte seine Tätigkeit; einer entfernte mit einem eisernen Bürstchen den Troylstaub, der zweite rieb die dicken Metallwände mit Aceton ab, ein dritter schlug einen Stempel in den Boden. So rollten sie von Hand zu Hand, bis zum Ende des Tisches, nahe der Tür. Schwer war nur der Arbeitsgang des Hinauflegens der Granaten auf den Tisch und das Herunternehmen, das Einpacken jedes einzelnen Sprengkörpers in einen Korb aus geflochtenen Stäben und das Wiederaufladen auf die Transport-Waggons.

Die Juden der anderen Abteilungen brachten die Granaten bis zum Tisch und stellten mit einem speziellen Hubwagen den beladenen Waggon neben denjenigen, der anreichte. An beiden Seiten des Tisches stand ein großer, hölzerner Klotz, auf dem der Staub von den Granaten geklopft wurde.

Sobald eine Lore hereingebracht wurde, kam ein polnischer Kontrolleur mit einem speziellen Messgerät in der Hand und prüfte, ob das Loch für den Zünder korrekt gebohrt war.

Obwohl man in den Hallen die Granaten vor dem Hinausschicken prüfte, fand der Kontrolleur in Halle 58 ständig Fehler. Wenn das Loch zu flach war, vertiefte er es mit Hilfe eines speziellen Bohrers, der an der Spitze seines eisernen Messgerätes angebracht war. Wenn das Loch aber bereits zu tief war, schrieb der Prüfer eine große Fünf auf die Granate. Das bedeutete, dass die Granate fehlerhaft war und noch einmal in die Gießerei hinübergeschickt werden musste. Er machte auch andere Kreidezeichen auf die eiserne Haut der Granatenhülse, die die Menschen am Tisch anwiesen, was sie zu tun hatten, um die Zerstörer in Ordnung zu bringen. Im Gehetze, die hohe Norm möglichst schnell zu erledigen, waren die Zeichen bei den Arbeitern ziemlich verhasst, weil das Korrigieren der Fehlerhaften Zeitverlust bedeutete.

Nicht immer schafften die Gießereien es, die nötige Anzahl Granaten für die Abnahme bereitzustellen und in den dicht besetzten Reihen an den Tischen ergaben sich reichlich Gelegenheiten, sich zu unterhalten, zu flirten oder sich zu streiten. Aufgrund solch einer Unterbrechung mussten sie aber bei Nacht länger bleiben, um die Norm zu erfüllen. Wenn dann einige Granaten gebracht wurden, wollte man sie so schnell wie möglich auf dem Tisch haben und schaute deshalb mit bösen Augen zu, wie der Kontrolleur seine Kreide-Fünfer malte. Manchmal gerieten sie in Zorn: Na, sieh dir das an. Zum Teufel mit diesem Hurensohn! Man wird schon wieder nicht rechtzeitig heimkommen.

Die Einzigen, an denen man seinen Zorn auslassen konnte, waren die jüdischen Transportarbeiter. Von allen Seiten schrie man auf sie ein: Hurensöhne! Könnt ihr keine bessere Ware bringen? Ihr sucht uns speziell die Krüppel, damit wir die Arbeit nicht fertig kriegen!

Oftmals kam Zielinski mit einigen seiner Jungs dazu, um die Juden dafür zu schlagen, dass die Gießerei schlechte Granaten geschickt hatte. So zitterten die Transportleute beim Hineinbringen der Wagen und noch ehe der Kontrolleur mit seinem Messgerät dazukam, waren sie wieder verschwunden.